**Zeitschrift:** Jahrbuch für schweizerische Geschichte

**Band:** 37 (1912)

**Artikel:** "Die letzten Ereignisse an unserer Grenze" : 28. Januar - 3. Februar 1871

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-44354

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# „DIE LETZTEN EREIGNISSE AN UNSERER GRENZE“

## (28. JANUAR—3. FEBRUAR 1871).

Leere Seite
Blank page
Page vide

Ein Mann von so vorzüglicher Urteilskraft, wie Eugen Rambert gewesen ist, schrieb über den am 29. Februar 1872 in Zürich verstorbenen Obersten **Gustav Siber-Gysi** in einem Artikel, der in der Zeitschrift „Illustrierte Schweiz" erschienen ist, in bezug auf dessen Tätigkeit im Jahre 1871: „General Herzog hatte Siber als seinen ersten Adjutanten bezeichnet. Der unparteiische Richter, der geschworene Feind der Phrase und hohlen Bombastes wollte einen durchaus vertrauten Offizier, einen Mann nach seinem Herzen in der Nähe haben. Die Ereignisse rechtfertigten seine Wahl". Rambert bezeichnete die nach Notizen Sibers abgefaßten Mitteilungen in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 17., 18. und 19. Februar 1871, betitelt: „Die letzten Ereignisse an unserer Grenze", als eine Schilderung, die „den Wert von historischen Quellen" besitze. Die vorzüglich gewandte Feder J. Hardmeyer-Jenny's stellte in das „Zürcher Taschenbuch" vom Jahre 1901 eine Lebensschilderung Siber's, die selbstverständlich auch auf jene Ereignisse von der Schweizer Grenze Rücksicht nahm. Allein darüber hinaus verdient jene Erzählung, die in dem Abdruck der Zeitung leicht in Vergessenheit geraten könnte, wieder aufgefrischt zu werden. *M. v. K.*

* * *

In der Nacht des Samstag, 28., auf den Sonntag, 29. Januar, kamen in das schweizerische Hauptquartier zu Delémont Berichte, daß die französische Armee, von welcher bis dahin seit ihrem Rückzuge von Montbeliard nichts Zuverlässiges mehr zu erfahren gewesen war, mit den Spitzen ihrer Kolonnen sich gegen

Pontarlier zu bewege, um, wie sofort angenommen werden konnte, längs der Schweizergrenze sich hinschleichend, über Les Rousses und die Faucille das Rhonetal und damit Lyon zu gewinnen. Gleichzeitig gingen aber auch Telegramme ein, daß die Preußen parallel mit dieser Marschrichtung von Salins aus ihre Kolonnen vorschöben, sogar in Champagnole schon angekommen und, wie anzunehmen, durch senkrecht auf ihrer Marschrichtung gegen die Schweizergrenze gerichtete Vorstöße, nach Mouthe, Morey, St. Laurent, den Franzosen den Weg abzuschneiden suchen würden.

Unsere Armee stand in diesem Augenblick mit ihrem rechten Flügel im Pruntrutischen, mit ihrem linken im Travers-Tal, während die waadtländischen Pässe, unbedeckt wie sie waren, unmittelbar in die Zone der Gefahr gerückt wurden. Eine Linksschiebung der ganzen Aufstellung wurde notwendig; allein, da unsere Reservebrigaden zu weit von den genannten Pässen weg lagen, unsere disponiblen Kräfte überhaupt zu klein für die lange Grenze waren, so wurde eine Lokalbrigade aus dem Kanton Waadt unter dem Kommando von Oberst Grand, dann das Kontingent von Genf aufgeboten, die Reservebrigaden auf den Weg gebracht und die auf dem Marsch befindlichen Brigaden, welche in der Ausführung einer soeben erst verfügten Dislokation waren, von dem erforderlichen Weitermarsche benachrichtigt. Fast die ganze Nacht wurde telegraphiert und Staffeten weggesandt, und nachdem der General um 9 Uhr früh die Überzeugung gewonnen, daß alles im Gang, fuhr er mit seinen Adjutanten, Oberstlieutenant Siber und Oberlieutenant Roth, im Schlitten nach Biel und von da per Bahn nach Neuenburg, an dessen Bahnhof eine große Menschenmasse versammelt war, um ihn zu sehen.

Von allen Seiten strömten hier mehr oder minder alarmierende Berichte zu; indessen hoffte man, wenn man auch in ziemlich aufgeregter Gemütsverfassung war, doch, daß der eben bekannt werdende Waffenstillstand den schweizerischen Truppen günstig sein und sie vor Verlegenheiten bewahren werde. Der General hatte viel zu wenig Truppen in der Hand, um bei dem raschen

Entwicklungsgang der Ereignisse die ganze schweizerische Westgrenze ausreichend decken zu können. Immerhin stand die Brigade Rilliet bereits auf der bedrohten Grenze. Die fortwährend von ihr einlaufenden telegraphischen Berichte, mit der Masse der übrigen Dienstdepeschen nahmen das Telegraphenbureau Neuchâtel bis spät in die Nacht außerordentlich in Anspruch. Unter diesen Depeschen befand sich eine des Bundesrates, welche den General beauftragte, falls der Waffenstillstand auf französischer Seite förmlich verkündet sei, einen Parlamentär nach Pontarlier zum kommandierenden General Clinchant zu senden, um sich mit ihm über die Handhabung des Grenzdienstes während der Waffenruhe zu verständigen, namentlich in dem Sinne, daß während der Dauer derselben weder einzelne Militärs noch größere Truppenkörper herüberkommen dürften, ob bewaffnet, oder nicht.

Der General beauftragte Oberstlieutenant Siber mit dieser Mission, und dieser begab sich vormittags um halb 12 Uhr nach Pontarlier, während der General, der mit nach Verrières geeilt, nach Neuenburg zurückkehrte. Mit dem gleichen Zuge wurden annähernd 500 Verwundete und Kranke aus den Spitälern von Pontarlier über Genf nach Frankreich evakuiert, leider viele mit ansteckenden Krankheiten behaftet. Aus Humanität wollte sie unser General nicht zurückschicken, sich vorbehaltend, in Neuenburg deren Weitertransport, ohne umzuladen, nach Genf zu verfügen. Oberstlieutenant Siber aber gab er den weiteren Auftrag, mit dem französischen General ein Abkommnis zu treffen, das uns vor der Einschleppung ansteckender Krankheiten sicherstellen sollte. Es war ein kalter, aber prachtvoller Wintertag. Im Zuge saßen, aufatmend über den proklamierten Waffenstillstand, Frauen, die zu ihren Männern eilten, Flüchtlinge, die wieder nach Hause wollten — alle offenbar unter dem erleichternden Gefühl eines plötzlich weggenommenen Druckes. Die Eisenbahnfahrt nach Pontarlier dauert nicht viel mehr als eine halbe Stunde und führt zwischen den zwei Forts de Joux, das alte malerisch auf der Zinne eines senkrecht emporstrebenden

Felsens gelegen, hindurch; das gebräunte Gemäuer, grell von der Sonne beschienen, sah ganz wunderschön kontrastierend aus seinem Schneeschmucke heraus.

Eine ununterbrochene Wagenkolonne begann schon bei St. Pierre vorwärts der Forts de Joux, um in Pontarlier zu enden. Von Zeit zu Zeit sah man ein Biwak mitten in der blendenden Schneedecke; unwillkürlich fror es einen, wenn man an die armen Soldaten, die armen Tiere dachte, welche seit nahezu fünf Wochen zwei Drittel der Zeit in der strengen Kälte des Dezember und Januar so zu biwakieren gezwungen waren. Schon im Bahnhof von Pontarlier kündigte sich eine unbeschreibliche Verwirrung an, und mit jedem Schritt, den man in die Stadt tat, wuchs dieselbe. Herr Oberstlieutenant Siber, begleitet von einem mit der Parlamentärsflagge ausgerüsteten Artillerieunteroffizier und einem Trompeter, beide zur Batterie Nr. 13 (Freiburg) gehörend, wurde, da die schweizerische Uniform den meisten unbekannt war, vielfach als Preuße und nicht gerade freundlich angesehen. In den Straßen lag ein anderthalb Fuß hohes Gemengsel von Schnee und Staub, durch das man waten mußte, umschwärmt von Tausenden und abermals Tausenden von Soldaten aller Waffen in den barocksten Kostümen, mit allen Phantasieumhüllungen, wie sie die Not und Kälte der letzten Wochen eingegeben, oft kaum mehr erkennbar, wozu sie einst gehörte, mit meist zerrissenen und durchlöcherten Schuhen, Holzschuhen oder gar keinen, die vielfach erfrorenen Glieder mit Lumpen eingehüllt, langsam und mühsam dahinschleichend. In diesem Gemengsel aller Rassen und Völkertypen war auf der überwiegend größten Zahl der Gesichter das Elend und die Entbehrungen der letzten Wochen deutlich geschrieben, und kummervoll schleppten sich Hunderte längs den Häusern hin, ohne Obdach, ohne Nahrung, einer trostlosen Nacht im Schnee und Schmutz (wer weiß zum wievieltenmale) entgegensehend. Nicht viel besser sah es mit den Pferden aus, die mühsam auf dem glatten Boden — denn in der ganzen ersten französischen Armee war kein einziges Pferd auf Eis beschlagen — ihre abgemagerten, struppigen Glieder

dahinschleppten, und wenn sie hinstürzten, zum Verenden liegen gelassen wurden. Hinwider bemühte sich niemand, diese Pferdeleichen zu entfernen, die ruhig in den Straßen liegen blieben.

Durch dieses Wirrsal von Menschen, die alle jenen nackten, krassen Egoismus zur Schau trugen, welcher das Gefolge großer Leiden ist, führte der Weg zur Präfektur, wo General Clinchant seine Bureaux hatte. Die monumentale Durchfahrt war geschlossen und an deren Säulen Pferde angebunden, welche ohne einen Halm Stroh seit manchem Tage auf den steinernen Fließen liegen mußten. Durch eine Seitentür trat man ein, und sich zwischen den Pferden hindurchwindend, gelangte man zur Ehrentreppe, die zu den oberen Räumen führte. Schmutz, Eis, Schnee machten das Gehen auf den steinernen Tritten gefährlich; zudem wälzte sich ein kontinuierlicher Strom von Menschen entgegen, die vom oder zum Quartierbureau gingen. Der Schmutz, den man hier sah, und der Duft, der einem so aus nächster Nähe entgegenströmte, waren unbeschreiblich. Bei General Clinchant und seinem Stabschef Borel sehr zuvorkommend empfangen, erreichte unser Parlamentär die Zwecke seiner Mission vollständig.

Im Laufe des Gespräches soll sich zur Evidenz ergeben haben, daß die Generale auf ihre Truppen sich gar nicht mehr verlassen konnten, alle Bande der Disziplin und Subordination von unten nach oben vollständig gelockert waren und Clinchant ohne das Eintreten des Waffenstillstandes (welchen er noch am 30. Januar als auch für seine Armee bestehend annahm) an der Aufgabe verzweifelt hatte, mit seiner Armee nach Lyon durchzubrechen. Eine vollständige Übersättigung am Kriege und ein Verzweifeln an dessen Erfolg gegenüber der militärischen Superiorität der Preußen war die vorherrschende Stimmung, und, wenn man sie mit den eben geschilderten Erscheinungen auf der Straße verglich, eine ganz berechtigte. General Borel, speziell die Ereignisse des Morgens mit der Überlastung des Krankenzuges bedauernd, erzählte, er sei selbst bei dessen Füllung gegenwärtig, aber unfähig gewesen, den Sturm auf die Eisenbahnwagen zu hindern; ein ernstliches Einschreiten hätte ihn und seine Offiziere in Ge-

fahr gebracht. Am Abend vorher hatten 10,000 mit Artillerie in Chaffois und Sombancourt kantonierte Franzosen — vor einigen Tausend Preußen — einfach Reißaus genommen und waren in der größten Unordnung nach Pontarlier hereingestürzt, so daß, wenn die Preußen nachgefolgt wären, sie ganz Pontarlier nebst Inhalt ohne Schwertstreich eingenommen hätten. Und am nämlichen Abend um 7 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen, weil Preußen in nächster Nähe signalisiert waren; mit vieler Mühe konnte Clinchant drei Bataillone und zwei Kavalleriekompagnien unter den Tausenden von herumlungernden Gestalten sammeln — völlig teilnahmslos schlichen die übrigen hin und her, als wenn die Preußen sie nichts angingen.

Man baute damals noch fest auf den Waffenstillstand und atmete auf. Die Cafés, die Schenken waren von Offizieren überfüllt, rauchend und trinkend, mit echt französischer Elastizität sich mit dem Gedanken beschäftigend, wie sie während der Waffenruhe ihre Zeit am besten benutzen wollten. Zu Dutzenden ertönte die Frage, ob „notre Gouvernement permettrait de passer la frontière pour faire un bon dîner à Neuchâtel“ — oder „s'il permettrait de profiter de l'occasion pour faire un voyage en Suisse qu'on disait si intéressante“ — kurz, eine Reihe der naivsten Fragen, welche dem wiederkehrenden Lebensmute ihren Ursprung verdankten. Auffallend war, daß kein einziger dieser Offiziere bei ihren Truppen im Lager waren, und sie so als die ersten das Zeichen zur beispiellosen Debandade gegeben hatten. Nur bei der Artillerie und ihrem Park war noch ein Zusammenhang sichtbar, indem die Offiziere bei ihren Truppen im Lager geblieben waren. Offen erklärten ürbigens diese Offiziere, „qu'ils étaient bien décidés à se sauver au premier coup de fusil avec chevaux et matérial en Suisse“, und daß es als der einzige vernünftige Gedanke Bourbaki's bei der Armee begrüßt worden sei, als er beschloß, sich in der Nähe der Schweizergrenze hinzuziehen. — „Nous en avons assez d'être fusillés par les Prussiens, il n'y a pas moyen de se défendre; nous reviendrons en quelques années à prendre notre revanche, mais à présent il nous faut la paix à

tout prix". Was hätte Gambetta mit seiner „guerre à outrance" dazu gesagt? Mit solcher Demoralisation kämpft Frankreich vergebens gegen das Verhängnis an!

Das Elend in den Straßen wurde übertroffen durch dasjenige in den Spitälern, und schaudern mußte man bei einem Gang durch solche Räume, wo man Dutzende auf dem feuchten, schneenassen Boden, notdürftig eine Matratze unter sich, liegen sah, weil kein Bett mehr unbesetzt war. Zu all dem Elend verbreitete sich bereits das Gerücht, daß der Waffenstillstand nur ein teilweiser sei, daß die Preußen, trotz formeller Mitteilung des Waffenstillstandes durch die Franzosen, langsam und stetig vorrückten und die Franzosen immer enger einschlössen. Im Bahnhofe zu Pontarlier wurde alles zur Flucht vorbereitet.

Die Rückkehr des schweizerischen Abgeordneten ins Hauptquartier erfolgte erst um 9 Uhr abends in einer sehr kalten, aber prächtigen, sternenhellen Nacht, die man gerne bewundert haben würde, wenn nicht die zahllosen Biwakfeuer mitten im Schnee, an denen der Zug vorübereilte, einem die armen Soldaten in den Sinn gerufen hätten.

Während des Dienstag, 31. Januar, häuften sich die Berichte, welche die Gültigkeit des Waffenstillstandes für die französische Ostarmee in Frage stellten; General Herzog beschloß daher, um 4 Uhr nachmittags nochmals nach Verrières zu eilen. Die grenzenlose Unordnung auf den westschweizerischen Bahnen und ein zweieinhalbstündiger Aufenthalt in Fleurier mußten, weil alle leeren Geleise der Bahnhöfe dieser Linie mit französischem, geflüchtetem Material überstellt waren, die Fahrt sehr verzögern. Um Mitternacht kam er mit Begleitung endlich, und zwar ganz unerwartet, an, so daß mit Mühe der schlafende Brigadekommandant Rilliet gefunden, ein warmes Zimmer und einige Nahrung aufgetrieben werden konnte.

Der General nahm noch die Berichte von den Vorposten entgegen, und um 2 Uhr ging er zu Bette. Schon um 3 Uhr kamen aber Vorpostenberichte, daß die Franzosen in unabsehbaren Kolonnen an der Grenze stünden, durchaus über die Grenze dräng-

ten und kaum mehr zurückzuhalten seien. Bald darauf kam der französische Konsul in Neuenburg im Namen Clinchant's, welcher dringend den schnellstmöglichen Abschluß einer Konvention wünsche. Sofort ließ nun General Herzog den Generalmarsch schlagen und unsere Truppen aus den umliegenden Ortschaften zusammenziehen; bald nachher, morgens um 4 Uhr, rief er seinen Adjutanten, Oberstlieutenant Siber, und eröffnete ihm, Oberst Chevals, der Bevollmächtigte Clinchant's, sei zum Abschlusse der Eintrittskonvention da.

Es war keine Kleinigkeit, bei der sich überstürzenden Hast der Ereignisse plötzlich vor einer Tatsache von überwältigender Tragweite zu stehen und ein Aktenstück abzufassen, das die weitwirkende Grundlage für das Verbleiben der Franzosen in der Schweiz sein sollte. Der Ernst der Situation wurde nicht vermindert durch das ungestüme Drängen des Obersten Chevals, welcher in der höchsten Eile und Aufregung sich befand, als wenn die Preußen schon an der Grenze stünden. Der General ergriff den einzig richtigen Ausweg, um den bevorstehenden Eintritt zu regeln, nahm Waffen, Armeekasse, Material und Pferde in Anspruch und überließ die übrigen Punkte bezüglich Unterhalt, Internierung etc. dem Bundesrate zur Regulierung. Unter dem Diktate des Generals wurden rasch, nachdem der Entwurf durchgesprochen, drei Kopien, eine von Oberst Chevals, eine von Oberstlieutenant Siber, eine dritte vom dazu beigezogenen Stabsmajor de Guimps angefertigt, und während Oberst Chevals das von unserem General selbst gefertigte Exemplar zu sich nahm, gab letzterer Herrn Oberstlieutenant Siber die zwei anderen Exemplare mit dem Auftrage, mit dem französischen Obersten zu den Vorposten zu reiten, und mit der Vollmacht, nachdem diese zwei Exemplare von Clinchant gezeichnet wären, den Vorposten den Durchlaß der französischen Armee zu gestatten.

Es war 5 Uhr; eine beginnende schwache Dämmerung zeigte sich im Osten, als sie auf die bereit gehaltenen Pferde stiegen und, von Oberst Chevals gedrängt, im raschesten Tempo durch die schneeige Landschaft nach dem Quartier Clinchant's in Verrières

français durch unsere Vorposten ritten. Schon unterwegs trafen sie die französischen Post- und Armeekassefourgons, die Intendanten in schönen zweispännigen Glaswagen dabei. An der Grenze, wo die französischen Wagenreihen in Doppelkolonnen auf der Straße standen, war das Drängen so arg, daß unsere braven Soldaten demselben kaum mehr mächtig wurden. Im ersten Hause rechts jenseits der Grenze traf Herr Oberstlieutenant Siber in einem kleinen Zimmer zu ebener Erde Clinchant mit seinem Stabe. Ein schwach brennendes Licht suchte vergebens die dumpfige Luft dieses kaum acht Schritt im Geviert messenden Raumes zu erhellen. Wohin man die Füße in dieser Dunkelheit stellte, trat man auf Arme und Beine solcher, die am Boden lagen; zwei waren so glücklich, sich des eine Ecke einnehmenden Bettes zu bemächtigen. An einem schmutzigen, kleinen Tische saß, in einen Ziegenfellrock gehüllt, in fiebriger Spannung General Clinchant, um und hinter ihm sein Generalstabschef und einige seiner Offiziere; davor, halb in Lumpen, die Eignerin der Stube, ein altes Weib, die Hände unter der Schürze gekreuzt, und ein halberwachsenes Mädchen, die ohne Verständnis für die vor ihnen sich abspielende Szene mit stumpfem Ausdrucke zusahen. Es war ein Rembrandtsches Nachtstück von unvergleichlicher Wirkung. Es regte sich das Gefühl innigster Teilnahme, sehen zu müssen, wie mit dem Sturze eines großen Volkes in diesem Augenblicke eine Armee von nahezu 100,000 Mann, im Zustande der tiefsten Demoralisation, in ihre Bestandteile aufgelöst, nur von dem brennenden Gefühl geleitet, sich auf fremden, befreundeten Boden zu retten, dem Vaterland mit Wehr und Waffen den Rücken wendet. Ein Akt der tiefsten Erniedrigung, der der ruhmlosen Flucht vollzog sich, und das bei einer Armee, welche noch vor wenig Monaten sich als den Inbegriff militärischer Tüchtigkeit, als die Königin der Heere betrachtete!

Kaum war die Konvention gezeichnet, so drängte sich alles nach der Türe. Die von Oberstlieutenant Siber gestellten notwendigen Fragen über die ungefähre Zahl der im Travers-Tal wie auf den südlichen Pässen zu erwartenden Truppen fanden bei

dieser Eile keine Antwort; vielleicht wußten es die Generale selbst nicht, oder sie wollten die Massenzahl nicht eingestehen, was wahrscheinlicher. Genug, man ließ Herrn Siber nicht einmal Zeit, zu Pferde zu steigen, um die schweizerischen Vorposten von dem Abschlusse der Konvention zu benachrichtigen. An ihm vorbei stürzte sich, was in der Stube gewesen, der Grenze zu, mit dem Ausruf: „Le passage est libre; avancez, avancez!“ Von Clinchant und seinen Offizieren war bis zum Abend nichts mehr zu sehen. Rasch folgte indessen Oberstlieutenant Siber hochaufatmend und trat in den sternenhellen, kalten Morgen hinaus. Es mochte halb 6 Uhr sein, und nun erschütteten sich die Kolonnen neben ihm, und hinein ging es ruhelos und rastlos, 48 Stunden lang, in die freie Schweiz. Als im Osten sich die Sonne ankündigte, um mit ihrem Lichte den vor unseren Truppen sich entwickelnden Schluß einer furchtbaren Tragödie zu erleuchten, ist gewiß in manchem Schweizersoldaten der schwere Gedanke aufgetaucht, es möchte unserem Vaterlande nie ein solches Unglück begegnen, wie das sich hier abspielende, nämlich an der alles zersetzenden sittlichen Fäulnis, dem Anbeten des goldenen Kalbes, des äußeren Schimmers und Glanzes und eitlen Ruhmes zugrunde gehen zu müssen. Und vorbei zogen sie Tag und Nacht, Fuhrwerk an Fuhrwerk, Geschütz an Geschütz, die abgemagerten, struppigen Pferde mit Mühe vor sich her treibend, die traurige Karrikatur ihrer ehemals so phantastisch aufgeputztenUniformen mit den unverkennbaren Spuren des Hungers und der Entbehrung, im ganzen ungefähr 36,000 Mann, 5000 Pferde und Tausende von Fuhrwerken. Das Herz wendete sich im Leibe um bei dem Anblick dieser Kehrseite des Prätorianertums, wo die Menschen, ein willenloses Werkzeug in den Händen eines beliebigen Dynasten, zugrunde gerichtet, tausendfältig den Tod in der Brust mit sich tragend, nur Kinder des Erfolges, ein gesinnungsloser, egoistischer Menschenhaufe, Soldaten ohne höhere Idee beim Mißerfolge sind.

Am ersten Tage drängten sich alle Waffengattungen ungeordnet bunt durcheinander, von den Fuhrwerkskolonnen vielfach gestört und unterbrochen. Man sah ihnen die Erleichterung

an, den Preußen, die ganz in der Nähe an den Forts de Joux sich mit der Arrièregarde der französischen Armee unter dem Kommando von General Billot herumschlugen und deren lebhaftes Gewehr- und Kanonenfeuer man den ganzen Tag hörte, entgangen zu sein. Die Spitze der Kolonne wurde nach Travers hinunterdirigiert, woselbst sich glücklicherweise der energische Oberst Fornaro befand, der alles sammelte, im Park auffahren und biwakieren ließ. Nach und nach füllten sich aber auch Couvet, Fleurier, Môtiers nach rückwärts, und die zuletzt Einrückenden blieben in Verrières liegen. Diese Einwanderung war so plötzlich und in solchen Dimensionen eingebrochen, daß, obschon in Voraussicht möglicher Ereignisse alles Passende vorbereitet war, dem nagenden Hunger von Menschen und Tieren nicht unmittelbar und ausreichend genügt werden konnte; denn die Eisenbahnen waren nicht imstande, den Anforderungen eines plötzlich so in das Enorme gesteigerteu Verkehrs nachzukommen, indem die traurige finanzielle Lage unserer westschweizerischen Bahnen ihnen einfach nicht erlaubt, Material im Vorrat zu halten. Am zweiten und dritten Tage strömten dann freilich Lebensmittel, Heu und Hafer zu. In den Biwaks wurde es mit den wiedererwachenden Lebensgeistern bald lebendig, und mit der ihnen eigentümlichen Geschicklichkeit und Anstelligkeit hatten die Franzosen trotz Schnee und Eis es sich bequem gemacht.

Manches Pferd hatte den Weg nicht mehr vollenden können; Dutzende von Ersatzrädern, welche den den Caissons nachfolgenden Pferden erreichbar waren, fanden sich mit durchgenagten Speichen, und diese wie die angenagten Fußbretter, Anwagen, zeugten von dem furchtbaren Hunger, den die armen Tiere gelitten. Zu Dutzenden stürzten sie auf der Straße und im Biwak hin, um zu verenden. Der Weg bis nach Colombier hinunter war mit Pferdekadavern besät; vielen war von den Vorüberziehenden noch ein Stück Fleisch herausgeschnitten worden; wo einer im Wege lag, wurde rücksichtslos darüber hingefahren, bis die Glieder, der Kopf vom Rumpfe getrennt waren. Dutzende von Wagen und Caissons standen umgestürzt, zerbrochen an der Straße

oder in den angrenzenden Feldern. Dazu die Schneelandschaft — hie und da eine vereinzelte Reitergestalt zu Fuß im schmutzigen weißen Mantel, ihr mühsam mit vorgestrecktem Hals schreitendes Pferd an dem ausgestreckten Zügel nach sich zerrend — kurz, wenn man je das Bild des russischen Rückzuges verkörpert vor sich sehen konnte, so war es hier.

Am zweiten Tage, 2. Februar, bot sich endlich der Anblick von Truppenkörpern, die einen festen Verband zeigten; es waren solche, wo die Offiziere, den Oberst an der Spitze, eine Ehre darein setzten, ihre Regimenter nicht zu verlassen. Solche Erscheinungen taten dem Zuschauer in dieser beispiellosen Auflösung wohl und bewiesen, daß doch noch ein tüchtiger Kern in der französischen Armee steckt und es nur von den Offizieren abhängt, ihn zusammenzuhalten. Leider bildeten solche Offiziere die Ausnahme; bei weitem die Mehrzahl ließ alles gehen und stehen, kümmerte sich bloß um ihr eigenes möglichst schnelles Weiterkommen, da sie nur auf sich Bedacht nahmen. Selbst die Besorgnis, daß das gegebene Ehrenwort von manchen Offizieren auch in der Schweiz gebrochen werden wird, kann man nicht ganz unterdrücken — denn nicht wenige betrachteten es nur als eine „farce“. Unter jeder Kritik benahmen sich die meisten der Militärärzte, die völlig teilnahmslos ihre Kranken und Verwundeten liegen ließen und unter dem Schutz der Genfer Konvention so schnell als möglich davon liefen. Überhaupt zeigten sich unter dem Schutze dieser Konvention so kolossale Übelstände, daß der Zukunft eine gründliche Reorganisierung vorbehalten bleiben muß, wenn Heere und Heerführer sie ferner unter sich dulden sollen. Auf die schweizerischen Milizen, namentlich diejenigen aus der deutschen Schweiz, machte dieses Bild grenzenloser Auflösung einen tiefen moralischen Eindruck, und sicher wird es seine nachhaltigen Wirkungen nicht verfehlen.

Die von General Herzog in seiner ersten Depesche angegebene Zahl von ungefähr 80,000 zu Internierenden hat sich seither bewahrheitet. Es schritten nämlich bei Verrières, St. Croix, Vallorbes und Vallée de Joux über die Grenze rund 83,500

Mann nebst ungefähr 320 Geschützen, 1500 Wagen und 11,000 Pferden.

Noch sei ein kurzes Nachspiel erwähnt.

Am Freitag, 3. Februar, erschien am Abend plötzlich im schweizerischen Hauptquartier Verrières ein preußischer Ulanenrittmeister, von Jordan, mit seinen Ulanen und der Parlamentärflagge. General von Manteuffel sandte ihn mit einem Briefe zu General Clinchant, um ihm die Offerte zu machen, tausend Chassepots wieder zurückzugeben, die von den französischen Soldaten in der Meinung, es sei Waffenstillstand, am Abend von Chaffois einfach weggeworfen worden seien. Das Gewissen verbiete ihm, die tausend Gewehre zu behalten. (Die Batterien und die Gewehre, die den 4000 Gefangenen abgenommen worden waren, hätten freilich konsequenterweise auch retourniert werden sollen.) General Clinchant war so gutmütig, den Vorschlag anzunehmen. Offen gestanden, konnte man in diesem eigentümlichen Vorgang kaum etwas anderes erblicken, als einen halbwegs plausibeln Vorwand der preußischen Heeresleitung, um zu erfahren, wie es bei uns stehe; hierfür konnten aus dem Überfluß schon tausend Gewehre abgegeben werden. Einen kühnen Ritt hatte übrigens der preußische Rittmeister über die schneebedeckten Berge von Les Allemands nach Les Cernets, den schlechtesten Schmugglerweg jener Gegend, gemacht, und zwar meist in der Abenddämmerung, von 4 bis 7 Uhr abends. Obschon er seinen Rückweg am hellen Tage hätte machen können, wollte er doch denselben Weg nicht wieder zurückgehen, sondern ritt über Les Brenets.